

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 6 (1978)

DOI: 10.11588/fr.1978.0.49271

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Michael WERNER, *Genius und Geldsack. Zum Problem des Schriftstellerberufs bei Heinrich Heine*, Hamburg (Hoffmann und Campe – Heinrich Heine Verlag) 1978, 8°, 164 S., 8 Abbildungen.

An diesem Ort erschien vor einiger Zeit die Besprechung einer Heine-Biographie (Walter Wadeuhl, *Heinrich Heine, Sein Leben und seine Werke*, Köln und Wien 1971, in: *Francia IV* (1976) S. 913–918), in der sehr offen über eine wunde Stelle im Leben des großen Dichters hingewiesen wurde: das finanzielle Problem. Die in diesem Buche vorgetragenen Auffassungen überzeugten nicht ganz, da die unbedingt erforderliche Dokumentation fehlte. Nun liegt eine Veröffentlichung vor, die sich gerade Heines Geldgeschäfte zum Thema gewählt hat, also das verworrenste, von der Heine-Forschung bislang ungelöste Problem. Schon um dieses Mutes willen, ist der Verfasser zu loben.

Die deutsche Literaturgeschichte hat eigentlich meist die Frage nach der finanziellen Existenz der Schriftsteller geflissentlich umgangen, nur in recht allgemeinen Wendungen hat man davon erfahren. Die auf geistige Werte bedachte Bildungsgesellschaft verdrängte einfach den Komplex der Brotsorgen eines Dichters. Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel, wobei auf die Forschungen von Ernst Beutler über Goethes Vermögen in früherer Zeit hingewiesen sei, wo bekanntlich keine bestanden. Erst in neuester Zeit beginnt man, im Zusammenhang mit der Sozialgeschichte über die materielle Existenz eines Schriftstellers in der Vergangenheit nachzusinnen. Die vorliegende Studie gehört zu diesem Bemühen. Sie versteht sich als ein Beitrag neuaufkommender Forschung und verdient insofern, nahezu Erstling, besondere Aufmerksamkeit, auch an diesem Ort, zumal es sich noch um den Fall Heine handelt. Ihr Verfasser hat sich bereits durch verschiedene Veröffentlichungen in der Heine-Forschung, vor allem durch die »Begegnungen mit Heine« (Berichte der Zeitgenossen, 2 Bde., Hamburg 1973) einen guten Namen gemacht.

Es ist altbekannt, daß Heine zeitlebens über finanziellen Mangel geklagt hat. Finanzielle Abhängigkeit zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben und brachte seine Biographen zu recht unterschiedlichen Urteilen. Diesem Lebensumstand geht der Verfasser Punkt für Punkt und mit genauen Belegen nach. Das Verfahren war nicht gerade einfach, denn im Gegensatz z. B. zu dem in Geldangelegenheiten so geschwätzigem Börne betrieb Heine in diesen Dingen eine Verdunkelungstaktik. Schon neugierigen Zeitgenossen war der Einblick in seine wirkliche wirtschaftliche Lage unmöglich, – erst recht der Nachwelt. Der einen Seite stellte er sich nämlich als Hungerleider vor, zur anderen äußerte er sich über gesichertes Auskommen.

Der Verfasser geht zunächst auf die wirtschaftlichen Voraussetzungen von Heines Leben bis zu dem Moment, wo er Berufsschriftsteller wurde, ein. Die finanzielle Lage der Familie in Düsseldorf was bis zu dem Zeitpunkt, wo die Wirtschaftskrise den Betrieb bedrohte, ziemlich günstig. Es wird darauf hingewiesen, daß Heine bei dem Niedergang des Geschäfts keine kommerzielle Unfähigkeit bewies. Das Studium ergab sich aus der durch die Liquidation des väterlichen Geschäfts erwachsenen Lage; war, dank der von dem Hamburger Onkel zur Verfügung gestellten Mittel, Umweg auf anderem Wege zu gesell-

schaftlichem Aufstieg. Versuche nach Promotion und Taufe zu einer Erwerb bietenden Stellung zu gelangen, scheiterten kläglich. Der stellungsuchende Akademiker verwertete seine Zeit bis zu einer günstigeren Konjunktur mit Reisen und seiner Neigung folgend mit literarischer Beschäftigung. Die schriftstellerische Betätigung wurde erst nach und nach zum Beruf, doch dabei die Hoffnung auf eine bürgerliche Existenz noch längst nicht zu den Akten gelegt. Der frühe Plan einer Flucht nach Paris wird als Ausdruck des Scheiterns der beruflichen Ambitionen gedeutet. Die Umsiedlung war dann aber ein Bruch mit den politischen Machthabern in Deutschland, mit Paris als geeignetem Arbeitsplatz. War sich Heine damals wirklich so bewußt, wie der Verfasser meint, daß sein Kampf um seinen Lebensunterhalt von nun an nicht nur eine persönliche Angelegenheit, sondern vielmehr Teil eines allgemeinen politischen und sozialen Kampfes war? An solch idealer Ausdeutung zweifeln wir, denn Heine hegte doch gar nicht die Absicht, dauernd in Paris zu bleiben, er wußte überhaupt nicht, wie sich sein Schicksal weiter gestalten würde. Er wuchs vielmehr erst in den Kampf hinein!

Die materielle Lage Heines in Paris wird mit vorsichtig kluger Finanzpolitik beschrieben. Ein seinen gewohnten Bedürfnissen entsprechender Lebensstil wurde angestrebt; war dieses Ziel nicht mittels der Einnahmen aus literarischer Tätigkeit zu halten, wurden außerliterarische Anstrengungen zu seiner Sicherung unternommen, dabei die verschiedenen Einnahmekanäle sorgfältig und geheim von einander getrennt gehalten. Der Verfasser kommt nach genauer Bestimmung von Heines Einnahmen und Ausgaben zu dem Schluß, daß im großen und ganzen soviel ausgegeben wurde wie eingenommen, Heine stürzte sich nie unüberlegt in Schulden. Im Durchschnitt entsprach Heines Lebensstil im Vergleich dem des damaligen gehobenen Pariser bürgerlichen Mittelstandes. Es sei hinzugefügt, daß Heine bei den meisten in Paris lebenden Deutschen sogar für reich galt, aber ein guter Haushalter ist er mit seinen auskömmlichen Mitteln nie gewesen. Mit der Legende vom Hungerleiden wird mithin gründlich und hoffentlich endgültig aufgeräumt.

Heine bemühte sich darum, sein Leben so zu organisieren, daß er den elementarsten materiellen Zwang nicht tagtäglich zu spüren bekam, aber die Ausgaben verlangten entsprechende Einnahmen, d. h. Geldquellen mußten stets wieder von neuem erschlossen werden.

Heines Feder hatte in den Redaktionsstuben, bei den deutschen Verlagen einen guten Ruf, der sich sicherlich unmittelbar in klingende Münze umsetzen ließ, – was auch nicht versäumt wurde. Die Presse zahlte ihm für deutsche Verhältnisse Spitzensätze, auf dem Buchmarkt stand er sich meist ungünstiger, obgleich seine Honorare zu denen sehr hoch bezahlter Autoren gehörten. Die literarische Produktion war aber unregelmäßig, stockend und für jemanden, der sonst keiner anderen Beschäftigung nachgeht, ziemlich gering. Heine war außerstande, sie quantitativ zu steigern oder gar kommerziellen Gesichtspunkten anzupassen. Mangelnde Produktion gefährdete dauernd den Lebensstil des Schriftstellers, der sowieso weit davon entfernt war, seine Bedürfnisse nur halbwegs durch seine Feder zu decken. Er mußte also nach anderen Möglichkeiten der Einnahmesteigerung Ausschau halten.

Das Leben in Paris bot die Gelegenheit, auch den französischen Literaturmarkt zu erobern, wo die Verdienstmöglichkeit eindeutig besser war als auf dem deutschen. Ein Durchbruch auf diesem Markt hätte für Heine vielleicht das Ende aller finanziellen Sorgen bedeutet. Diese Aussicht hat bei der Entscheidung zur Übersiedlung keine Rolle gespielt, obwohl der Gedanke einer internationalen Verbreitung der Schriften sicherlich einen besonderen Reiz ausübte. Die Möglichkeit, auf den französischen Markt vorzustoßen, war aber begrenzt. Das sprachliche Problem nämlich unlösbar, angesichts der lebenslänglichen Unfähigkeit Übersetzungen zu liefern oder gar selber Französisch zu schreiben. Ferner stand der Erfolg in Abhängigkeit von der Anpassungsfähigkeit der literarischen Produktion an die Gegebenheiten des französischen Marktes und mehr noch zu der persönlichen Integration des Emigranten in die französischen Zustände. Heine war und blieb – erzwungener oder freiwilliger – Auslandsdeutscher, wie mit Recht hervorgehoben wird; er ging nicht in der neuen Umwelt auf wie manche andere Deutsche, Assimilationsbereitschaft wurde trotz aller Affinität eigentlich nicht aufgebracht. Das soll nun nicht heißen, Heine wäre ohne literarische Kontakte in Frankreich geblieben. Er veröffentlichte nach und nach vor einer breiter gestreuten Leserschaft, d. h. in verschiedenen Organen, meist als Kritiker und Vermittler deutschen Gedankenguts, ohne aber je zu einer einflußreichen Stellung im Pariser Literaturbetrieb zu gelangen! Der Bekanntheitsgrad schlug sich darauf in Aufträgen des Buchhandels nieder und brachte Heine also der Eröffnung des französischen Marktes näher; er erreichte sogar mehr als die meisten deutschen Schriftsteller seiner Generation in Frankreich. Trotzdem war das Ergebnis kläglich. Der Absatz von Heines Büchern lag nämlich noch weit unter der schon vorsichtigen Kalkulation seiner Verleger. Der fehlenden Resonanz entsprachen die erzielten Honorare, die alles andere als gerade üppig waren und an der alleruntersten Grenze dessen lagen, was sich ein anerkannter Schriftsteller damals leisten konnte. Heine scheiterte auf dem französischen Buchmarkt! Erst ganz gegen Ende seines Lebens zeigten sich Erfolge, doch viel zu spät, um sich auf sein Leben in irgendeiner Form auszuwirken. Heine konnte sich nur auf seinen Nachruhm vertrösten.

Der Schriftsteller mußte sich also, wenn er seinen »gemäßen« Lebensstil halten wollte, nach anderen Wegen umsehen, die zur Aufbesserung seiner Einnahmen führen konnten. Verfeinerung seiner Verhandlungstechnik bei Honorarforderungen gegenüber den Verlegern, und hier vornehmlich mit Campe; vor Simulierung von Schulden, Zahlungsverpflichtungen usw. wurde nicht zurückgeschreckt. Bei privaten Geldgebern wie den Hamburger Verwandten benutzte er die raffiniertesten Kniffe – bis zu Erpressungen, wenn es darum ging, zusätzliche Zahlungen herauszupressen. Versuchen über Bühne, Vertonungen, Zeitungsprojekten andere Geldquellen zum sprudeln zu bringen, war kein dauernder Erfolg beschieden.

Der Verfasser bringt zunächst auf gründlicher Forschung beruhende Auskunft über die literarischen Einkünfte Heines, der deutschen ebenso wie der außerdeutschen. Da nicht alle Honorare belegbar sind, oft nur bestimmbar, konnte er diese Einnahmen insgesamt nur unvollkommen schätzen. Auf jeden Fall

waren sie an deutschen Verhältnissen gemessen nicht beträchtlich. Die Bedürfnisse lagen jedoch erheblich höher und das Leben in Paris war teuer, kaum die Hälfte seiner Ausgaben konnte Heine mit den Einnahmen aus schriftstellerischer Tätigkeit decken. Die prekäre Lage wies ihn deshalb in erheblichem Umfang auf außerliterarische Einnahmen. Wo waren sie zu finden?

Die nächstliegende Geldquelle Heines war gewohnheitsmäßig die steinreiche Verwandtschaft in Hamburg; Onkel Salomon rechnete als vielfacher Millionär – nach heutigen Maßstäben gemessen Milliardär – zu den reichsten Männern im damaligen Deutschland. Die Beziehungen zu diesem reichen Teil der Sippe waren zeitlebens ziemlich komplizierter Natur. Der Dichter hat wohl Versuche gemacht, sich aus der oft erniedrigenden Abhängigkeit von dem familiären »Krämertum« zu lösen, gelungen ist es ihm niemals. Die seiner Zeit dem akademischen Sprößling ausgesetzten Gelder entsprachen dem damaligen gutbürgerlichen Usus, gemessen an dem ungewöhnlichen Reichtum des Spenders erschienen sie ihm reichlich karg bemessen; auch der frisch gebackene Doktor wurde weiter unterstützt, dann der Pariser Aufenthalt anfangs erheblich bezuschußt. Schließlich fest eine Rente gezahlt, deren Erhalt sich Heine nach dem Tode des Onkels von dem Vetter unter nicht immer erfreulichen Umständen wieder erkämpfte; die sehnlich erhoffte große Erbschaft war aber ausgeblieben, von ihr hatte er sich erhofft, von nun an als reicher Mann leben zu können. Die Summen, die Heine im Laufe der Jahre aus dem Familiensäckel zuflossen, so wird festgestellt, waren höher als die aus seiner literarischen Tätigkeit entstandenen Einnahmen. Sein Lebensstil enthob ihn auch dann nicht der Notwendigkeit, weitere Geldquellen zu erschließen. – Staatspension aus dem Geheimfonds der französischen Regierung. Um die von der Julimonarchie bewilligte Pension, in Heines Darstellung ein »Almosen«, den das französische Volk dem notleidenden Flüchtling gewährte, hat die Heine-Forschung viel herumgerätselt. Der Verfasser stellt hier bislang falsch gesehene Einzelheiten richtig und rückt diese leidige Geschichte in neues Licht. An einer gewissen Beziehung zwischen Heines journalistischen Stellung und der Pensionsentscheidung der französischen Regierung zweifelt er ernstlich, kann aber nicht leugnen, daß auf ihr ein Zwielicht, eine Mehrdeutigkeit liegt. Auf jeden Fall dürfte doch feststehen, daß Heine durch die Geldzuwendungen von Seiten des französischen Außenministeriums irgendwie gebunden war, mit allzu beißender Kritik an den französischen Zuständen hätte er die Streichung der Pension und womöglich die Ausweisung aus Paris riskiert. Die Februarrevolution setzte der Zuwendung ein plötzliches Ende; Versuche, von den neuen Machthabern die Weiterzahlung zu erreichen, blieben erfolglos. Die französische Staatspension war ein finanzielles Intermezzo, aber von recht bedeutendem finanziellen Gewicht. – Eine weitere Geldquelle boten Heine seine Beziehungen zur Pariser Hochfinanz. Rothschild, Pereire ließen ihm laufend Geld zukommen und beteiligten ihn an gewinnreichen Börsenoperationen, ohne daß er nun als Spekulant größeren Stils anzusehen ist. Solche Zuwendungen oder Ratschläge erfolgten nicht automatisch, unaufgefordert, sie bedeuteten jedesmal ein erhebliches Maß an Selbstentäußerung. War dieses Geld nun mit irgendwelchen Gegendiensten verbunden? Die großzügigen Spender ließen dem Dichter einen weiten Spielraum – Narrenfreiheit?, und verstanden

meist Respektlosigkeit unbeschadet zu überstehen. Zu den Gönnern gehörte auch der reiche Meyerbeer, der mehrmals finanziell unter die Arme griff. In diese Beziehung waren erhebliche materielle Interessen verwoben. Wenn bei dem Komponisten auch uneigennützig Motive überwogen, so erwartete er dennoch, daß der Schriftsteller sich erkenntlich zeige. Das komplexe Verhältnis der beiden Freunde und späteren Feinde wird leider nicht geklärt. – Wohl auch im allgemeinen überhaupt nicht genügend darauf hingewiesen, welchen Respekt man vor der Bosheit von Heines Feder besaß und namentlich vor den fingierten »Memoiren«, die stets als Druckmittel benutzt wurden. Zur Erlangung von Geld bediente sich Heine nicht immer der anständigsten Mittel, um es deutlicher zu sagen, Erpressertum gegenüber all denen, von denen er Geld bekam oder erwartete, war ihm nicht fremd. Der Verfasser geht eigentlich ein bißchen zu vorsichtig um diesen dunklen moralischen Punkt im Leben seines Helden herum.

Es ist nun die Bilanz von Heines wirtschaftlicher Lage zu ziehen. Die Dokumentation des Verfassers weist vermutlich Lücken auf, viele Einzelheiten sind einfach unbestimmbar, das liegt nicht in seiner Schuld, dennoch reicht das ausgebreitete Material aus, um eine solche Bilanz zu ziehen. Der Betrag, der Heine aus seiner literarischen Tätigkeit erwachsenen Einnahmen wird als etwas mehr als ein Drittel von seinem Gesamteinkommen angenommen. Solche Feststellung bedarf natürlich der Differenzierung bei Aufteilung über das ganze Leben. Bis zu dem Umzug nach Paris stellte die Familie die Hauptstütze der materiellen Existenz dar, da alle Versuche, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, fehlschlügen. Die Erträge aus der literarischen Tätigkeit konnten sich durchaus sehen lassen; seinen Lebensvorstellungen gemäß konnte aber Heine keinesfalls davon leben. In der ersten Pariser Zeit ändert sich zunächst grundsätzlich nichts an dieser Grundverteilung der Gesamteinnahmen. Die Lage wurde dramatisch, als sich Heine mit dem Onkel überwarf und infolgedessen die Hamburger Geldquelle versiegte. Heine sollte nur von den literarischen Einnahmen leben. Seit der Zahlung der französischen Staatspension, dem Wiederaufleben der jährlichen Zahlungen aus Hamburg war die Lage wieder gesichert. Der Schriftsteller also zur Bestreitung seines Lebensunterhalts nicht mehr unbedingt auf seine Feder angewiesen; zur Not hätte er ohne sie leben können. Die Reaktion auf die errungene materielle Sicherheit ist spürbar, Heine schrieb weniger. Um das Jahr 1840 hatte sich Heines finanzielle Lage soweit stabilisiert, daß er daran denken konnte, Rücklagen für die Sicherung der Zukunft anzulegen. Das aus der Hamburger Erbschaft zugefallene Geld wurde angelegt, ging aber im Zusammenbruch der Julimonarchie wieder verloren, auch die Staatspension gestrichen. Wieder schloß die Familie die Lücke im Budget, Campes Rente tat das ihre. Der finanzielle Wettlauf des nun Leidenden hörte erst mit dem Tode auf, zuletzt ging es nicht mehr um die Aufrechterhaltung des Lebensstils, sondern um die materielle Sicherung der Witwe. Wie sah nun die Hinterlassenschaft aus? Heine war bei seinem Tode entgegen allen früheren Beteuerungen keinesfalls ein armer Mann gewesen. Natürlich gehörte er nicht zu den Kreisen des Pariser Großbürgertums, dafür war das hinterlassene Vermögen nicht hoch genug. Der Verfasser weist es in die noch zahlenmäßig obere Hälfte des mittleren

Bürgertums (6,9% der Gesamtbevölkerung) ein. Der allgemein verbreiteten und von Heine selbst unterhaltenen Legende von seiner Armut ist also endgültig widersprochen.

Mehr als bei anderen Schriftstellern ist Heines Arbeit nicht zu trennen von den materiellen Bedingungen, unter denen sie sich vollzog. Heine selber klagte, *mein Leben ist ein grämliches Geschäft . . . ein grämliches Krämergeschäft*. Er hat vor der Krämergeschäftsseite seiner Existenz nicht resigniert, er zeigte zum wenigsten gewitzten Geschäftssinn. Ob die Methoden der Geldbeschaffung stets streng moralischen Prinzipien standhielten, ist eine andere Frage. Vielleicht wäre es angebracht gewesen, wenn der Verfasser etwas mehr darauf eingegangen wäre. Zu Meyerbeer äußerte Heine sein Erstaunen darüber, warum er eigentlich komponiere, wo er dies doch gar nicht nötig habe. Beruhte Heines literarische Tätigkeit auf der Erfordernis des Broterwerbs oder war sein Schriftstellerberuf Beruf? Eine Fülle offener Fragen stellt sich dem Leser, die aber in diesem Buche weder beantwortet werden sollten noch konnten. Der Verfasser hat nur sachlich, nicht ohne Verständnis für Heine, und gut belegt, über die wirtschaftliche Grundlage seiner Schriftstellerexistenz berichtet. Diese Veröffentlichung dürfte ein bedeutender Beitrag zur Kenntnis von Heine sein, viele hartnäckige Legenden von den Geldgeschäften sind zerstört, es herrscht jetzt ziemliche Klarheit darüber. Dürfen wir auf ein neues, umfassenderes Bild Heines aus der Feder eines dafür so gut ausgerüsteten Verfassers hoffen?

Karl HAMMER, Paris

Christopher WILKINSON-LATHAM, *The Indian Mutiny*, London (Martin Windrow, Osprey-Publishing) 1977, 40 S., 8 Farbtafeln und 32 Abb.

Dies ist ein sehr ansprechend aufgemachtes populäres Büchlein über den Sepoy-Aufstand von 1857/59, das keine wissenschaftlichen Ziele verfolgt. Wer sich daher eingehende und fundierte Auskünfte über die englische Kolonialherrschaft in Indien, über die Methoden der ostindischen Kompanie oder gar die Ursachen des Aufstandes erwartet, wird enttäuscht sein. Denn auch nur eine lückenlose Schilderung des äußeren Verlaufs der Ereignisse wird dem Leser nicht geboten.

Wohl aber eine Reihe sehr anschaulicher Schilderungen der dramatischen Höhepunkte jener Tage aus englischer Sicht. Als Beitrag zur Uniform- und Waffenkunde der britischen Armee und Kolonialarmee muß man die prächtigen Farbtafeln vor allem bezeichnen. Die 32 Fotos sind eindrucksvolle Dokumente, die Einblicke in eine uns heute völlig fremd gewordene Denkweise gewähren. Hier möchte ich vor allem das Foto Nr. 18 erwähnen, das in Thomas Ray einen martialisch dreinblickenden englischen Ooffizier mit indischem Schwert zeigt, der neben seinem Tropenhelm einen Totenschädel als Dekoration liegen hat.

Hans SCHMIDT, Aschheim bei München